Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 291. Sonnabend den 9. Juni 1894. 88. Jahrgang.

Zur gefälligen Beachtung.

Unsere Expedition ist morgen
Sonntag, den 10. Juni, Vormittags nur bis ½9 Uhr
geöffnet.
Expedition des Leipziger Tageblattes.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 9. Juni.

Nach dem Sturze des Fürsten Bismarck war einer der schwersten Vorwürfe, den die seinem Nachfolger zujubelnde Presse gegen den Einiger Deutschlands schleuderte, der, daß er durch die **officiöse Presse** die Parteien gegen einander gehetzt und die öffentliche Meinung corrumpirt habe. Thatsächlich war die Leistung der officiösen Presse nicht der Glanzpunct des Bismarck'schen Systems; es mag überhaupt unmöglich sein, Leute, die entweder kein eigenes Urtheil haben oder es verkaufen, zu einer nur der Wahrheit dienenden und die öffentliche Meinung aufklärenden Truppe zu organisiren. Aber jedenfalls war unter dem Fürsten Bismarck auch die officiöse Presse noch eine musterhafte Einrichtung im Vergleich zu der heutigen officiösen Preßmißwirthschaft. Damals gehorchte die officiöse „Meute", die als solche genau kenntlich war, wenigstens dem eigenen Herrn und Meister und bekämpfte nur das, was ihm mißfiel. Heute ist diese „Meute" überall und nirgends; nirgends ist sie genau erkenntlich, aber überall spürt man ihr anmaßliches, Alles anfallendes, nichts schonendes Wesen, überall vergrößert sie die herrschende Verwirrung. Am schlimmsten tritt dies jetzt in der parlamentarischen Ferienstille zu Tage, wo von keinem Ministertische ein aufklärendes Wort fallen kann. Alle unabhängigen Blätter erörtern daher jetzt dieses Thema und weisen auf die groben Mißstände hin, die auf diesem Gebiete herrschen. Sie entspringen, wie heute die „Nat.-lib. Corresp." ausführt, der vollständigen Zerfahrenheit und Verwirrung, die in diesem Zweig der Publicistik eingerissen ist. Auch wohlbewanderte Leute vermögen oft nicht mehr zu unterscheiden, ob Zeitungsstimmen, die den Anschein tragen, die Anschauungen der Regierung wiederzugeben, dies mit Recht oder Unrecht thun, ob sie überhaupt und von welcher Seite sie inspirirt sind. Da die Publicisten dieser Art vielfach gegen einander selbst arbeiten, empfängt man den Eindruck, als ob innerhalb der Regierung fortwährend die entgegengesetztesten Strömungen sich kreuzten, und der Vorwurf der Unklarheit, Planlosigkeit und Inconsequenz, der so häufig gegen den heutigen Curs erhoben wird, empfängt immer neue Nahrung. Das kann im Interesse von Niemandem, am allerwenigsten der Regierung liegen. Die „Kreuzzeitung" bemerkt in einer Beleuchtung des officiösen Preßwesens nicht mit Unrecht:

„Es leuchtet auch wohl dem größten Laien in Verwaltungs- und Preßangelegenheiten ein, daß diese Verhältnisse ebenso der Regierung unwürdig, wie der Sache nach unangemessen sind und daß sie auf die Dauer völlig unhaltbar erscheinen. Es thut dringend Wandel noth, und zwar in dem Sinne, daß, was die ständige und nicht nur gelegentlich benutzte officiöse Presse anlangt, in dieselbe nur die seitens der Regierung selbst für nothwendig erachteten Nachrichten gebracht werden, daß die Initiative zu derartigen Veröffentlichungen, mag es sich nun um Fühler, Anregungen, Berichtigungen oder Angriffe handeln, nicht von einer geldbedürftigen Presse ausgeht, die zu fraglichem Behufe noch dazu, milde gesagt, sehr mangelhaft qualificirte Persönlichkeiten benutzt, und daß endlich auch dabei stets eine Form gewählt werde, die keine Verbitterung erzeugt, sondern völlig sachlich bleibt."

Der kranke Punct ist offenbar der, daß sensationsbedürftige, mit dem Schein tiefster Eingeweihtheit sich brüstende und zum Theil recht unberufene Schriftsteller ihr Wesen als angebliche Sprachrohre aus Regierungskreisen treiben dürfen, ohne daß ein Urtheil über ihre Qualification hierzu für weitere Kreise möglich wäre. Das zunehmende Bedürfniß eines großen Theils des zeitungslesenden Publicums nach einem gewissen aufregenden Kitzel, das sinkende Interesse an einer nüchternen ernstlichen Behandlung sachlicher Fragen kommt dieser publicistischen Entartung fördernd entgegen. Unsere nervöse Zeit verlangt eben leider nach beständiger Aufregung. Soweit die Regierung von diesen Mißständen betroffen wird und zu deren Abstellung etwas thun kann, wäre ihr zu rathen, in der Presse mit offenerem Visir als bisher zu kämpfen und die Zweifel möglichst zu beseitigen, wo wirklich und wo nur mit falschem Schein ihre Anschauungen zum Ausdruck kommen. Es wäre sehr zu überlegen, ob nicht ein anerkannt und zugestanden officiöses Organ ins Leben gerufen werden sollte, wie es früher in der „Provinzialcorrespondenz" bestand und jetzt nirgends mehr vorhanden ist. Dann könnte es vielleicht gelingen, die unerquickliche und uncontrolirbare officiöse Preßtreiberei und Freibeuterei, die nichts nützt und nur Schaden bringt, einzuschränken.

Das „Berliner Tageblatt" brachte dieser Tage einen längeren Artikel aus der Feder des bekannten Afrikareisenden Eugen Wolf. Man kann nicht sagen, daß in dem Artikel sehr viel Neues enthalten sei, von Interesse aber ist es, daß eine Reihe von Ausführungen in grellem Gegensatze zu der Haltung steht, die von der „freisinnigen" Presse in **Colonialfragen** eingenommen worden ist. Herr Wolf beklagt es gleich im Eingange seines Artikels, daß die coloniale Bewegung nur in engeren Kreisen sich geltend gemacht habe, während es ihr nicht gelungen sei, die breiten Volksmassen heranzuziehen. Die Thatsache ist leider richtig, der Grund aber, den Herr Wolf angiebt, erscheint uns nicht stichhaltig. Er meint nämlich, der colonialen Bewegung sei dadurch Abbruch gethan worden, daß sie ein zu gelehrtes Gepräge an sich getragen habe; man hätte statt dessen mit in die Augen springenden statistischen Ziffern operiren sollen. Wir meinen aber, daß nicht die Form, in der man das Interesse für die colonialen Bestrebungen zu wecken versuchte, die Schuld trug; diese Behauptung ist eine entschiedene Ungerechtigkeit gegenüber den Männern, die ihre ganze Kraft der Ausdehnung der colonialen Bestrebungen gewidmet haben. Wenn es ihnen nicht gelungen ist, die breitesten Massen dafür zu gewinnen, so lag die Schuld an der hartnäckigen und gehässigen Gegnerarbeit der freisinnigen Presse. Man konnte nicht genug Spottnamen für die „Colonialschwärmer" erfinden, man verwandte die fettesten Lettern, deren man habhaft werden konnte, um über eine kleine Schlappe zu berichten, welche die Schutztruppen in Afrika erlitten hatten; man pries die ungünstigen Verträge, die Deutschland mit anderen Staaten in colonialen Angelegenheiten abschloß, als wahre Muster der Staatskunst, und man jubelte den Herren Bamberger und Richter zu, wenn sie im Reichstage an der gesammten colonialen Politik kein gutes Haar ließen. Diese Herren haben zu unzähligen Malen versichert, daß unsere gesammten afrikanischen Colonien keinen Schuß Pulver werth seien und daß wir deshalb am Besten daran thäten, sie den Engländern zu überlassen. Jetzt aber schwärmt Herr Wolf von Usambara und verkündet, daß es die herrlichste und nutzbringendste Kaffee-Plantage der Welt werden müßte. Und haben nicht die freisinnigen Parteiführer den Scharfsinn der deutschen Finanzmänner gepriesen, weil diese für Afrika kein Geld aufwenden mochten? Jetzt aber bedauert Herr Wolf, daß die deutschen Finanzleute ihr Geld in zweifelhaften exotischen Werthen angelegt hätten, statt in Afrika, wo sie es sehr vortheilhaft hätten unterbringen können. Unserer Meinung nach können sich die deutschen Capitalisten dafür bei der freisinnigen Presse bedanken, die ein so abschreckendes Bild von den Colonien entworfen hat. Indessen, es ist auch jetzt noch Zeit zur Umkehr. Wollen die „Freisinnigen" einlenken, so werden sie sehen, daß auch schon auf Erden Freude über reuige Sünder herrscht.

Der Stand der Dinge auf **Samoa** scheint sehr ernst zu sein. Nach einer Meldung des Reuter'schen Bureaus aus Apia vom 22. v. M. erweist sich die Regierung daselbst vollständig ohnmächtig; die beiden gegnerischen Parteien stehen sich in festen Stellungen gegenüber. Bekanntlich hat die Regierung der Vereinigten Staaten ein Kriegsschiff nach Samoa gesendet. Ueber den Zweck dieser Sendung ist man, wie dem „Hamb. Corr." aus Berlin geschrieben wird, in unseren colonialen Kreisen noch im Zweifel. Einmal glaubt man, Amerika wolle sich an der Entwaffnung der Aufständischen betheiligen, was nach den neulichen, dem Senate gemachten Mittheilungen über die Samoafrage nicht eben wahrscheinlich ist, das andere Mal bringt man die Entsendung des Kriegsschiffes mit der Erwerbung des Hafens von Pago-Pago in Zusammenhang. Die Aufklärung wird ja nicht lange auf sich warten lassen. Allem Anschein nach ist man in London wie in Washington nicht recht zufrieden damit, daß Deutschland mit den Annexionsabsichten, die man ihm dort — mit Recht oder mit Unrecht — zuschreibt, nicht deutlicher hervorrückt. Zu einem „Geschäft" wäre man, wie es scheint, bereit.

Die Ansprüche **Frankreichs** in Afrika mögen in formalrechtlicher Beziehung beschaffen sein wie sie wollen, aber die Anerkennung wird man den Franzosen nicht vorenthalten können, daß sie das Prestige ihres nationalen Banners aus allen Kräften zu wahren entschlossen sind, und sich nicht lange bei der Vorrede aufhalten. Hanotaux, der neue Minister des Auswärtigen, macht unter einmüthiger Billigung der Kammern mit Engländern und Congostaatlern, soweit diese sich in Dinge mischen, die sie nach Meinung der Franzosen nichts angehen, kurzen Proceß. Es mag hier ununtersucht bleiben, inwieweit die Wahrnehmung, daß auch Deutschland sich nicht so ohne Weiteres die Butter vom Brode wegnehmen lassen will, auf das Vorgehen Frankreichs anspornend gewirkt hat, jedenfalls darf man für einen ziemlich nahen Zeitpunct interessanten Neuigkeiten aus Afrika entgegensehen, wenn erst die nach den bedrohten Puncten der französischen Interessensphäre in Marsch gesetzten Truppen an Ort und Stelle angelangt sein und sich ihrer instructionsgemäßen Aufgabe entledigt haben werden. Die Neutralität des Congostaates, ganz abgesehen von naheliegenden Erwägungen der allgemeinen Politik, verbietet den Truppen dieses letzteren Staates, außer in Vertheidigung eigener, sonnenklarer Rechte, es auf bewaffnete Frictionen mit seinen Grenznachbarn ankommen zu lassen, es wird daher den Agenten des Congostaates, welche auf französischem Territorium Posten besetzt haben, wenn sie sich und ihrem Staate eine Demüthigung ersparen wollen, nichts übrig bleiben, als sich rückwärts zu concentriren, ehe die französischen Streitkräfte zur Stelle sind. Was England betrifft, so hat es bereits seine Geneigtheit kundgegeben, wegen der afrikanischen Angelegenheiten in Verhandlungen einzutreten. Es ist jedenfalls der correctere Weg, und dem Verfahren, über die Köpfe der anderen afrikanischen Colonialmächte hinweg sich von dem wohl mehr als Decorationsstück vorgeschobenen Congostaate in Centralafrika mit Gebieten ausstatten zu lassen, zu deren auch nur pachtweiser Cedirung letzterem durchaus keine einseitige Befugniß zusteht, bei weitem vorzuziehen. Bei Alledem ist die erschöpfende Begleichung der internationalen Rechtsfrage in Afrika ein recht weitausschauendes Unternehmen, das Keime zu ernsten Verwickelungen — man denke nur an die in den oberen Nilländern concurrirenden Ansprüche Egyptens bezw. der Türkei, Englands und Frankreichs, auch Italiens — in sich birgt. Es kommt als erschwerendes Moment noch die hochgradige Unsicherheit des Kartenmaterials hinzu, auf Grund dessen die internationalen Grenzabmachungen erfolgen, was zu Consequenzen führt, welche durch Vorkommnisse, wie die wiederholten bewaffneten Conflicte zwischen Engländern und Franzosen in Westafrika, zur Genüge illustrirt werden. Immerhin wird Derjenige am besten fahren, der am rücksichtslosesten zugreift — und dazu scheint Frankreich jetzt allen Ernstes entschlossen.

Zur **ungarischen Krise**, in welcher nunmehr im Laufe des heutigen Tages das entscheidende Wort gesprochen werden soll, nimmt die „Neue Freie Presse" in sehr beachtenswerther Weise das Wort. Das Blatt schreibt:

„Die liberale Partei ist durch das eigensinnige Festhalten an Szilagyi in einen Engpaß gerathen, aus dem sie nicht schnell genug flüchten kann. Der Kaiser steht auf unanfechtbarem Boden; er hat trotz der begründeten Verstimmung, welche die Demonstrationen an der Leiche Kossuth's und die geringe Rücksicht auf die Pietät gegen die Krone hervorrufen mußten, seine ganze Arbeit darauf gerichtet, die Krise einzudämmen und die Leidenschaften zu besänftigen. Auf dem Bahnhofe von Pest drängten sich die Abgeordneten der Opposition an den Kaiser heran; aber sie wurden kaum eines Blickes gewürdigt. Die klerikalen Magnaten bewarben sich in Ofen um Audienzen, aber sie fanden verschlossene Thüren. Der Kaiser verhandelte über die Bildung des Cabinets nur mit den Führern der liberalen Partei; er hat seine Pflichten als constitutioneller Herrscher im vollsten Maße erfüllt! Was bedeutet Szilagyi neben dem Ansehen der Krone? Neben der Durchführung des liberalen Programms und dem Siege der Civilehe? Diese große Frage darf sich nicht in dem niedrigen Sumpfe eines persönlichen Streites um ein Portefeuille verlieren. Der Kaiser hat sich vorbehalten, andere Maßregeln zu ergreifen, wenn die liberale Partei verblendet genug sein sollte, ihm einen Minister aufzudrängen. Die Lage ist somit genau zu übersehen: „Szilagyi oder Szapary!" Es wäre die höchste Thorheit, noch einen Augenblick länger zu schwanken und mit dem Schicksal zu spielen."

Nun ist ja freilich Szilagyi kein Labouchère, mit dessen Zurückweisung von dem Ministerium Gladstone durch die Königin Victoria von England die „N. Fr. Pr." die Perhorrescirung Szilagyi's durch den König Franz Josef als durch die constitutionellen Gepflogenheiten gerechtfertigt erweisen möchte, denn Labouchère ist ein rabiater Radicaler von reinstem Wasser ohne irgend welches staatsmännische Talent und Verdienst, Szilagyi dagegen ist der Schöpfer der ungarischen Eherechtsreform, eines Werkes, daß selbst der Opposition Achtung abgezwungen hat und um das sich eben der Kampf zweier Weltanschauungen, der liberal-fortschrittlichen und der conservativ-klerikal-reactionairen, dreht. Allein das ist richtig, daß, wenn es zur Entscheidung kommt, die Person hinter die Sache zurückzutreten hat. Denken wir uns, der Reichstag würde aufgelöst und die liberale Partei gezwungen, vor die Wähler hinzutreten: kann dann Szilagyi die Wahlparole sein, nachdem der Kaiser die Civilehe bewilligt, ein liberales Ministerium berufen und der liberalen Partei die Macht angeboten hat? Mit diesem Schiboleth würde die Partei die Schlacht verlieren. Noch ist nichts darüber bekannt geworden, nach welcher Seite Dr. Wekerle sich entschieden hat; erklärt er sich aber, was wir nicht annehmen möchten, mit seinem alten Kampfgenossen solidarisch, dann gewinnt, falls der König nicht vorzieht, mit der Opposition in Verhandlung zu treten — und die Führer derselben setzen alle Hebel in Bewegung, ihn dazu zu ver-

Feuilleton.

Der Liebe und des Glückes Wellen.

34] Roman von M. v. Eschen.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Jetzt fällt es ihr ein; sie hat einmal etwas erfahren, eigentlich kaum läuten hören, wie man hier sagt, daß Tilli mit Doctor Reuber etwas zusammen gehabt — er thut ihr leid; ihre Augen werden feucht — Gerda ist eben sehr empfänglich in diesem Punct. Ein Augenblick denn auch nur, sie ist bei dem eigenen Leid, fassungslos, haltlos, ein armes kleines dummes Ding, dem ein viel zu großer Kummer widerfahren, als daß sie allein damit fertig werden könnte.

Und fassungslos, haltlos, legt Gerda plötzlich die Arme auf den Tisch, den Kopf in die Hände, und schluchzt und schluchzt.

Bestürzt sieht er drein. Er weiß in der That nicht, was thun. Ja, wenn es einer seiner Schüler wäre! Oft genug haben diese ihr Herz dem Lehrer ausgeschüttet; er hat Trost und Rath für ihre großen und kleinen Leiden gewußt. Aber eine junge Dame, die Schwester von Tilli Rettberg! — Doch sie ist unglücklich — schon ist Doctor Reuber der Weinenden um einen Stuhl näher gerückt. Unvermindert fließen Gerda's Thränen. Wilhelm Reuber ist gänzlich ungeübt im Damenverkehr — doch noch einmal ist er dem Mädchen näher gerückt; jetzt sitzt er dicht neben ihr: „Fräulein, Sie haben Kummer?"

Gerda nickt.

„Haben Sie jemand verloren?"

Heftiger nickt Gerda; aber auch das Schluchzen beginnt von neuem. „Ich werde niemals wieder glücklich sein!"

Traurig sieht er auf das Mädchen hin. Er denkt des selbst erfahrenen Kummers, und all seine Scheu ist damit vergessen. „So dürfen Sie nicht reden, Fräulein" — leise jetzt wagt seine Hand ihren Arm zu berühren, wirklich nicht. Und nun beginnt er zu trösten, liebevoll mahnend, wie man zu einem Kinde spricht, aber auch achtungsvoll, wie man mit einem Menschen spricht, dessen Schmerz man versteht und achtet. Und er meint, sie ist noch so jung: das Leben liegt noch so weit vor ihr — das Leben sei so reich an Gutem und Schönem, das man thun, an dem man sich freuen kann, daß man nicht gleich allen Muth und alles Vertrauen zu demselben verlieren darf, wenn Einen ein Schicksal, ein Verlust getroffen hat.

„Zuweilen auch war es gar das Glück nicht, was wir beweinen; ein gütiger Gott nahm, was sich — als eine Täuschung — ein Elend erwiesen hätte, um uns zu geben, später, was für uns taugt! Auch er ist einmal sehr unglücklich gewesen: er ist es zuweilen noch. Aber er hat gewollt, und er hat überwunden und sich wieder freuen gelernt an allem Guten, was zu thun in seiner Macht steht, an allem Schönen, was ihm begegnet auf seinem Wege. Gott will nicht, daß der Mensch um ein Gut ewig trauern soll. Und wenn dieser nur einigermaßen will, so hilft er ihm, daß er sich wieder freuen lernt an den Wundern seiner Güte."

„Darum Muth, liebes Fräulein. Muth und Vertrauen. Blicken Sie einmal um — dabei nimmt er, als sei sie doch sein Schüler und er ihr Lehrer nur, dem Mädchen die Hände vom Gesicht: Wie schön solch ein Herbsttag ist! Gewiß nicht reizend, wie der Frühling, aber darum nicht minder schön; vielleicht erst schöner noch in seiner reifenden Pracht und Erfüllung!"

„Doch, liebes Fräulein, wollen Sie nur, machen Sie nur einen Versuch, sich wieder auszusöhnen mit dem Leben — und glauben Sie gewiß, wenn ich Ihnen dabei helfen könnte — gern soll das geschehen."

Gerda blickt auf. Die Rasen glänzen in der Sonne, die rothen Ranken spielen in dem Wind, hoch droben unter dem blauen Himmel streifen die heimwärts strebenden Schwalben flüchtig hin und her —

Sie sieht, sorglich zu ihr niedergeneigt, ein Männergesicht, so edel in seinen Zügen, wie die Güte, die aus den klaren Augen leuchtet. Ein Lächeln spielt um des Mädchens Lippen, wehmüthig noch, doch vertrauensvoll, wie die Stimme klingt, die sie zurückgewinnen will für das das Leben und sein Glück.

Gerda ist noch so jung. Die Jugend kann den Glauben nicht aufgeben daran: wie denn diese Sehnsucht des Herzens mit dem Herzen erst stirbt. —

Seitdem sind die Beiden aufrichtige, ehrliche Freunde geworden. Doctor Reuber verbringt seine Ferien in Oberndorf, wohin sich seine Mutter zu ihrem ältesten Sohne, dem dortigen Pfarrer, zurückgezogen hat. Oberndorf liegt vielleicht ein Stündchen von Frohnhausen; die Reubers und Morans sind länger schon bekannt; als ein alter Hausfreund der Familie erscheint jetzt Doctor Wilhelm fast jeden Tag in der kleinen Villa auf dem Hügel.

Fräulein Annette ist mannigfach beschäftigt; Hilde verbringt die Morgen gewöhnlich vor der Staffelei; der Präsident bedarf viel stiller Stunden, um völlig zu ruhen. So bleibt es meist Gerda allein überlassen, den jungen Mann zu empfangen.

Dann pflegen sie wohl in der Wildweinlaube zu sitzen; Gerda mit einer Hand-, oft auch mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt.

Unmerklich beginnt die junge Dame Interesse für dergleichen zu entwickeln. Aber auch andere Interessen regen sich in dem jungen Ding, dem Kätzchen, das sich zum ersten Mal unter eine ernste Leitung schmiegt, wie denn auch zum ersten Mal jemand ausschließlich um dasselbe sorgt als um ein armes verirrtes Menschenkind, welches einer Führung bedarf.

So plaudert denn Wilhelm Reuber mit ihr von manchem, was Gerda Rettberg bisher recht fern gelegen hat; zuweilen auch liest er vor. Wenn er dabei einmal gar zu mentorhaft weise zu werden droht, lacht sie auf. Er bemerkt mit eigenthümlicher Befriedigung, daß die zierliche Gestalt, das weiche Gesichtchen neben ihm keinem Schüler gehört, die ganze Scenerie eine recht andere als die seiner Tertia ist. Dann, mit fast andächtigem Staunen, weilt sein Blick auf den kleinen rosigen Fingern, ob sie mit einer für ihn unbegreiflichen Geschicklichkeit buntes Seidenpapier zu eigenthümlichen Blumen zerknittern oder einfach die Nadel führen, ob sie einen Kohlkopf putzen oder einem jungen Gänschen das Daunenkleidchen rauben; alles Dinge, die ihm bei der jungen Dame sehr räthselhaft, aber sehr lieblich, sehr köstlich dünken und sein Herz mit aufrichtiger Bewunderung erfüllen.

Ein Tag reiht sich an den anderen. Die Sonne bleibt, auf dem Rasen glänzend, ungetrübt. Die Monatsrosen drüben auf den Beeten stehen in immer vollerem Flor, rings um sie her winden sich die Reseden zu üppigem Kranz; weit und breit weht der Duft. Die Beeren zwischen den grünen Blättern dort an dem Spalier werden immer blauer; in verheißungsvoll lockender Färbung reifen die Früchte auf den Bäumen ringsum. Zuweilen schütteln die Linden ihre Zweige, leis fällt ein welkes Blatt: noch aber scheint die Sonne, und in dem Sinken leuchtet es auf wie Gold — in Purpur und Gold getaucht erstrahlt der Wald auf der Höhe — wonnig kühl und mild, frisch und rein weht die Luft über die Welt; die Herbstesluft, die so wohlthuend jede Schläfe berührt, durch alle Poren dringt und den Menschen kräftigt von innen, aus der Seele heraus. In dieser Luft, unter dem sonnig blauen Himmel ziehen die weißen Fäden, welche der Volksmund glückbringend nennt. Und sie spinnen über den Spitzen der Gräser; von Blume zu Blume, von Strauch zu Strauch, von Baum zu Baum bis tief unter die rothen Ranken in die Wildweinlaube hinein.

* * *

Der Großgrundbesitzer Herr Doctor Gustav Ködding und strebsame Wahlcandidat für die Kreise Bockenroda, Möncheberg und Freienstadt hatte sich länger schon bemüht, eine allgemeine Popularität hier zu erwerben. Manch Fäßchen Branntwein und Bier war auf seine Kosten und zu seiner Ehre von den dafür Geworbenen in den Schenken der umliegenden Gemeinden zum Besten gegeben; mancher Flasche edlen Weines hatte er selbst unter sogenannten Freunden den Hals gebrochen, um dieselben für seine parlamentarischen Absichten zu erwärmen und zu seinem Besten für Gott, König und Vaterland zu überzeugen. Auch das Fest, welches er heute dem Geburtstag seiner Frau zu Liebe auf Angelsdorf gab, soll in Wahrheit nur die Leute im weitesten Kreise für seine Persönlichkeit gewinnen. Die ganze Umgegend war geladen. Für die Honoratioren wartete ein feines Diner in den Hallen des neugebauten Herrensitzes; für die ländliche Bevölkerung war der mit dem angrenzenden Walde verbundene Park geöffnet. Bier, Branntwein, Kuchen und belegte Brode wurden gratis vertheilt. Ein kleines Carroussel, eine Glücksbude und ein Tanz im Freien sorgten für das Vergnügen in dem volksthümlichen Stile, den das Ganze haben sollte.

Ja, er ließ es sich etwas kosten und scheute keine Mühe. Aber trotz alledem — und obwohl gleichfalls auf seine Kosten vertheilte Blättchen länger und massenhaft schon die Leute zu überzeugen strebten, daß die Sorge für ihr Wohl einzig und allein seine würdige Vertretung in dem durch Intelligenz und Kenntnisse wie uneigennütziges Interesse sich auszeichnenden Doctor Gustav Ködding finden könne; grade in dem Kreise Bockenroda, wo er angesessen, schien die Wahl des Herrn Doctor Ködding am wenigsten gesichert.

Die Leute in seinen Fabriken — er hatte die Industrie mit der Landwirthschaft verbunden — scherten sich den Teufel um die schönen Redensarten, die Brocken, welche sie zu ködern der Herr, wie sie sagten, jetzt anzuwerfen für nöthig fand. Sie hielten, wie ihresgleichen in der Nachbarschaft, zu Bebel und Liebknecht. Auch die auf den Gütern beschäftigten Arbeiter erklärten, daß der Herr verflucht genau war, schlechte Löhne zahlte, daß keiner zu denken brauche, er sei um ein Haar besser als die anderen, was wieder nur beifällig unter ihren Genossen aufgenommen ward. Die Bauern der umliegenden